

: Buch des Monats



Harry Belafonte

MY SONG

Die Autobiographie

Mit Michael Shnayerson.

**Aus dem Englischen von Kristian Lutze,
Silvia Morawetz und Werner Schmitz.**

**Kiepenheuer & Witsch, Köln 2012,
656 Seiten, 24,99 Euro**

Die meisten von uns dürften Harry Belafonte in der Schublade Schnulzensänger abgelegt haben. Selbst der Hit »Day-O (Banana Boat Song)« unterliegt diesem Mißverständnis; dabei singt ein Arbeiter davon, daß der »Tallyman« der United Fruit Company endlich die verladenen Bananen zählen soll, damit die Arbeiter nach Hause gehen können. Ein Protestsong aus dem Leben des Weltstars mit jamaikanischen Wurzeln, der die frühmorgens erschöpft Heimkehrenden als Kind mit eigenen Augen gesehen hat.

Belafontes Autobiographie ist ein großer Wurf. Nicht nur, weil er sich in einer Zeit, in der deutsche Popmusiker wie Sven Regener uns weismachen wollen, es gebe »keinen Zusammenhang zwischen Politik und Kunst« (»Politik ist nicht die Basis, das ist falsch verstandener Marxismus«), ausdrücklich als politischer Künstler definiert: »Ich war kein Künstler, der Aktivist geworden war. Ich war ein Aktivist, der Künstler geworden war. Ich war von dem Bedürfnis getrieben, mich gegen jede Ungerechtigkeit auf jede mir mögliche Weise aufzulehnen.« Und das sagt nicht irgendein Indie-Künstler, sondern der erste Sänger, der von einer Schallplatte mehr als eine Million Exemplare verkauft und dessen Album »Calypso« sich insgesamt 99 Wochen in den Charts gehalten hat – ein Rekord, den erst Michael Jacksons »Thriller« gebrochen hat.

Wenn ein Künstler nach einer jahrzehntelangen Weltkarriere seine Rolle zu reflektieren weiß, fallen spannende Einblicke in Kulturindustrie und Politik ab. Etwa zum Stichwort »Künstleraufbau durch Plattenfirmen«: Belafontes erster Vertrag mit RCA belief sich nur auf ein paar Singles und ein Album, »einen nennenswerten Vorschuß gab es nicht. Bei den mir zugesicherten zweieinhalb Cent pro verkaufter Single mußte ich also hunderttausend Platten verkaufen, um auf 5.000 Dollar zu kommen.«

Belafonte zog so naheliegende wie mutige Konsequenzen aus der Tatsache, daß schwarze Musiker im Entertainmentbusiness der Fünfziger und frühen Sechziger quasi rechtlos waren. Er gründete den ersten schwarzen Musikverlag und erweiterte ihn später um andere Facetten eines Unterhaltungsindustriekonzerns, der Belafonte Enterprise Inc.: eine Filmfirma, eine Produktionsfirma für Broadway-Aufführungen, eine Konzertagentur. »Mir gefiel die Vorstellung, mit schwarzen Profis zusammenzuarbeiten. Als ich angefangen hatte, gab es keine schwarzen Agenten oder Manager ... Schwarze durften einfach keine Vertragsforderungen stellen. Sie sollten dankbar sein für das, was sie bekamen.«

Im Zentrum des Buches steht die Abrechnung mit dem Rassismus der Post-McCarthy-USA. Vor seinen ersten Hollywood-Dreharbeiten sollte Belafonte unterschreiben, daß er nie Mitglied der kommunistischen Partei gewesen sei. Daß in Hollywood eine »schwarze Liste« linker Künstler kursierte, ist allgemein bekannt. Belafonte weist jedoch »auf die unverhältnismäßig hohe Zahl schwarzer Künstler« hin, »denen man kommunistische Gesinnung vorgeworfen hat ... Die Hexenjäger waren Rassisten. Und

waren nicht alle Schwarzen Kommunisten? Nahezu alle schwarzen Künstler wurden auf die schwarze Liste gesetzt.«

Belafonte erzählt, wie der Manager des Chicagoer Empire Room den Künstler zu seiner eigenen Show nicht in den Saal läßt. In Las Vegas ist ihm der Zutritt zum Hotel, in dem seine ausverkauften Konzerte stattfinden, verboten – außer für die Auftritte natürlich, aber nur durch den Hintereingang, durch den der Künstler unmittelbar nach dem Konzert auch wieder zu verschwinden hat, in eine billige Absteige weit außerhalb. In South Carolina wurde ein Gesetz eingebracht, das jedem Kino eine Strafe androhte, das den Film »Island in the Sun« mit Belafonte in der Hauptrolle zeigte; der Ku-Klux-Klan hatte einen Propagandafeldzug gestartet, dem sich Kinobesitzer in den Südstaaten fügten. Und als Belafonte auf Tour in Virginia zu einer Toilette geht, ohne das Schild »Nur für Weiße« zu bemerken, droht ein Polizist mit der Hand am Holster: »Ein Tropfen, und du bist tot, Nigger.« Das Buch schildert zahllose traurige Beispiele rassistischer Realität, und das alles ist weniger als ein Menschenleben her.

»Auf der Höhe des Erfolges, charismatisch, mit einer Menge Geld auf dem Konto – aber hinter der strahlenden Fassade das Rätsel, was es hieß, ein schwarzer Star im weißen Amerika zu sein.« Auch sein Geschäftsmodell ist dem Star durchaus bewußt: »Folksongs waren die Hymnen der Enteigneten, die Schlachtrufe der Entrechteten, und wenn weiße Zuhörer sie aus dem Mund dieses schwarzen Sängers vernahmen, war das eine politische Meinungsäußerung, und das fühlte sich gut an.« Ebenso, wie er das liberale weiße Bürgertum und die Realpolitik durchschaut hat, etwa, wenn er beschreibt, wie ein Netzwerk von Künstlern die Kennedys quasi zu Bürgerrechtspolitik erpressen muß: Für John F. Kennedy »waren die Stimmen der Schwarzen etwas, das man sich von Wahl zu Wahl kaufte ..., sowohl er als auch sein Bruder Bobby ... hofften, die Bürgerrechtsfrage auf Sparflamme halten zu können, während sie mit Unterstützung des rassistischen Parteiflügels das Land regierten.«

Belafonte schildert den Kampf der Schwarzen für Bürgerrechte aus erster Hand und mit großer politischer Klarsicht – die dem Musiker auch in hohem Alter zu eigen ist: Er hat George W. Bush einen »Terroristen« genannt, der sich Colin Powell als »Haussklaven« halte. Für den aktuellen Präsidenten, den er mehr nolens als volens wieder wählen wird, hat er im Interview mit der »Süddeutschen« auch nicht viel übrig: »Er ist nicht der politische Führer, den wir in ihm gesehen haben. Wir haben in Amerika mehr Schwarze im Gefängnis als auf den Universitäten, die meisten sitzen wegen Kleinstdelikten. Obama spricht nicht über die Armen. Er spricht immer nur über die Mittelschicht und über die Banken.«

Der Rassismus ist nach wie vor lebendig. Die Bürgerrechtsanwältin Michelle Alexander vertritt in ihrem jüngsten Buch *The New Jim Crow* die These, das Strafvollzugssystem der USA werde dazu mißbraucht, ein rassistisches Kastensystem aufrechtzuerhalten. Laut Vertretern der »critical race theory« ist der heutige »gefängnis-industrielle Komplex« die institutionelle Fortsetzung des Rassismus, der bis in die Sechziger in den Südstaaten geherrscht hat.

»Jemals nah daran gewesen, Kommunist zu werden?« Harry Belafontes Antwort: »Welcher intelligente Mensch wäre das nicht.«

– Berthold Seliger –